

Zum Gedenken an Edward E. Lowinsky

von Martin Staehelin, Göttingen

Am 11. Oktober 1985 ist Edward E. Lowinsky in Chicago verstorben, nachdem er im Sommer schwer erkrankt war. In ihm verliert die historische Musikforschung – und nicht nur die amerikanische – einen ihrer eigenständigsten älteren Vertreter; auch als aus Deutschland Stammender verdient er es, daß an dieser Stelle seiner gedacht wird.

Lowinsky, geboren am 12. Januar 1908 in Stuttgart, bildete sich von 1923 bis 1928 in seiner Vaterstadt im Klavierspiel, in Komposition und Dirigieren aus. An der Universität Heidelberg studierte er anschließend Musikwissenschaft bei dem zeit lebens hochverehrten Heinrich Besseler, dazu Philosophie und Kunstgeschichte bei Karl Jaspers und August Grisebach. 1933 wurde er in Heidelberg zum Doktor der Philosophie promoviert. Noch im gleichen Jahr verließ er Deutschland und lebte bis 1939 in den Niederlanden; 1940 emigrierte er in die Vereinigten Staaten. Hier lehrte er zunächst am Black Mountain College/North Carolina, dann am Queens College/New York. Von 1952 bis 1955 war er als Forscher am Institute for Advanced Study in Princeton/New Jersey tätig. Seit 1956 wirkte er an der University of California/Berkeley, und 1961 wechselte er als Ferdinand Schevill Distinguished Service Professor an die University of Chicago. Der im Jahre 1978 erreichte Ruhestand machte verschiedene Gastvorträge und -professuren möglich und war von zahlreichen wissenschaftlichen Plänen erfüllt; soweit Lowinsky selbst deren Verwirklichung nicht mehr erlebt hat, ist diese nun der Gattin Bonnie Blackburn-Lowinsky übertragen, die ihrem Gemahl in gesunden und kranken Tagen fachlich und menschlich gleich hingebungsvoll zur Seite gestanden hat.

Lowinskys wissenschaftliche Leistung – es wird auf sie noch näher einzugehen sein – ist überaus umfangreich. Wenn es in ihr ein verbindendes Gemeinsames gibt, dann wird man es in der geradezu leidenschaftlichen Begeisterung sehen dürfen, die alle seine Unternehmungen deutlich geprägt hat. Schon die Dissertation von 1933 spricht diese Haltung in den für ihren Verfasser kennzeichnenden Hauptbegriffen beinahe programmatisch aus: „Was [in der Erforschung des musikalischen Kunstwerks] erreicht werden kann, ist jeweils nur eine Annäherung. Dieser Einsicht steht das beglückende Erlebnis entgegen, daß sich die Grenzen des Erforschbaren doch immer wieder erweitern lassen. In der unaufhebbaren Spannung zwischen der jeweils neuen und doch nie vollkommenen Befriedigung der ganz ihrem Gegenstand hingegebenen Forscherleidenschaft liegt das ewig forttreibende Moment für alle Forschung.“

Die hingebungsvolle Leidenschaft des Forschens, ihr Befriedigendes, ja Beglückendes hat Lowinsky selbst wirklich zutiefst ergriffen. Sie kann auch manches erklären, was im einzelnen für seine wissenschaftliche Leistung charakteristisch ist, etwa die systematische Gründlichkeit oder gar Hartnäckigkeit, mit der er einen Gegenstand in allen Facetten darzulegen pflegte, überhaupt das Streben nach umfassender sachlicher, auch formaler und äußerer Perfektion, die er seinen Arbeiten angedeihen ließ. Lowinskys Begeisterung für sein Fach wird aber schon in Themenwahl und Fragestellung deutlich: Die Bevorzugung etwa der in ihrer Zeit bestimmenden ‚Großmeister‘ wie Josquin, Willaert oder Lasso, und die Neigung, große, ins Geistesgeschichtliche ausgreifende Entwürfe vorzulegen, sind,

wenn Lowinsky sie nicht von seinem Lehrer Bessler ‚geerbt‘ hat, ebenfalls Ausdruck dieser glühenden Begeisterung, die sich mit Halbherzigkeit oder Geringfügigem nicht abfinden konnte. Und gewiß darf man Lowinskys übermächtigen ‚Erkenntniswillen‘, der aus dieser Begeisterung herausgeflossen ist, seine feste Entschlossenheit, Neues, Besseres und Bedeutenderes zu finden und auszusprechen als frühere Forscher, auch dafür verantwortlich machen, daß er mitunter Auffassungen vorgetragen – und gegen Widerspruch hartnäckig verteidigt – hat, in denen ihm die Forschung nur zaghaft oder gar nicht hat folgen können.

An dieser Stelle das wissenschaftliche Gesamtwerk Lowinskys im einzelnen vorzuführen, ist schon im Hinblick auf dessen Umfang nicht möglich. Das bis 1959 erschienene wesentliche Schrifttum hat Ludwig Finscher bereits im Jahre 1962 in dieser Zeitschrift eingehend gewürdigt, und die wichtige noch folgende Literatur ist, abgesehen von einigen späten Arbeiten nach 1980, von Howard Mayer Brown im *New Grove Dictionary* verzeichnet. Trotzdem möge dieses Schaffen hier in einigen, freilich sehr groben Umrissen in Erinnerung gerufen werden, weil es besser als anderes geeignet ist, dessen Verfasser in seinen besonderen wissenschaftlichen Interessen und Akzentuierungen zu erkennen.

Zunächst muß man festhalten, daß Lowinsky sich der Musik weitgehend des 15. und 16. Jahrhunderts zugewandt hat; Beiträge wie diejenigen zu François Couperin, Mozart oder zum Briefwechsel von Richard Strauss und Stefan Zweig sind vereinzelt geblieben. Für die genannten zwei Jahrhunderte ist Lowinskys Schrifttum freilich so reich, daß man es mit Vorteil in einige besondere Bereiche ordnet, Bereiche, die sich allerdings immer wieder gegenseitig überdecken und durchdringen. Ein erstes Feld der Bemühungen sind einzelne Quellen gewesen: So verdanken wir Lowinsky Monographien über, zum Teil auch Editionen von Handschriften in Rom, Florenz und London; schon die Dissertation galt einem einzelnen Druck mit Kompositionen Lassos. Auffällig ist, an zweiter Stelle, das Interesse des Verfassers besonders an der Motette des 16. Jahrhunderts, ein Interesse, das in den genannten Schriften zusammen mit der Bemühung deutlich wird, eine Quelle immer auch vor ihrem allgemein- und kulturhistorischen Hintergrund zu sehen. Ein weiterer Bereich der Arbeit Lowinskys galt überaus schwierigen Fragen zur Musiktheorie und zu kompositionstechnischen Verfahren. So haben ihn die Probleme einer ‚Tonalität‘ und ‚Atonalität‘ oder diejenigen der Chromatik in der Musik des 16. Jahrhunderts unaufhörlich gefesselt, damit zusammenhängend auch diejenigen der Akzidentien in Musik dieser Zeit; Untersuchungen zur Frühgeschichte der Partitur – auch diese als Zeugnis musiktheoretischer Überlegungen und kompositionstechnischer Vorgänge verstanden – liegen ebenfalls vor. Ohne selbst besonders ausführlich dazu zu publizieren, hat Lowinsky sich mit großer Wärme sodann der Persönlichkeit und des Werkes des Josquin des Prez angenommen. Im Jahre 1971 veranstaltete er zum 450. Todestag des Komponisten in New York sogar einen internationalen Kongreß, der überaus erfolgreich war; der 1976 veröffentlichte Tagungsbericht vereinigt in sich die wesentlichen Ergebnisse der neueren Josquin-Forschung überhaupt. Schließlich hat sich Lowinsky auch der Musikanschauung des 15. und 16. Jahrhunderts zugewandt, in Beiträgen etwa zum Musikverständnis der zeitgenössischen Komponisten selbst oder zum Manierismus-Problem. Daß der Verfasser, in Heidelberg Schüler Besslers und in der neuen Heimat Erwin Panofsky nahestehend, seine Arbeiten auch als geistesgeschichtliche Bemühungen verstehen und unter Einbeziehung der gleichzei-

tigen darstellenden Kunst oder Literatur behandeln konnte oder sogar mußte, liegt gerade hier auf der Hand.

Mit Lowinsky ist auch einer der letzten jener deutschen Emigranten dahingegangen, die als akademische Lehrer in den Vereinigten Staaten eine hochqualifizierte Musikforschung aufgebaut und verbreitet haben. So wichtig diese Leistung Lowinskys gewesen ist: Seine Wirkung und seine Bedeutung kann sich darin niemals erschöpfen, denn sie liegt wesentlich – und über die Vereinigten Staaten weit hinausgreifend – in seinem imposanten wissenschaftlichen Œuvre; etwas von dessen innerem Gewicht mögen die vorstehenden Bemerkungen wenigstens erahnen lassen. Und vielleicht hat diesem Schaffen auch der Widerspruch, den es zum Teil gefunden hat, Wirkung gegeben. Überhaupt wird man die Herausforderung an das Fach und an die Fachkollegen, die Lowinsky in und mit seinen Arbeiten immer wieder vollzogen hat, nicht geringschätzen dürfen: Er hat mit seinen Thesen, wie wenige Musikologen seiner Zeit, andere zur Vergegenwärtigung und Bewußtmachung des Erkannten und Ungewissen, des Sicheren und der Spekulation, angeregt, oft sogar gezwungen. So lebt dieses sein Werk und seine Persönlichkeit weiter, wohl selbst bei jenen, die ihm nicht immer haben folgen können; diejenigen, denen Lowinsky sich fachlich und persönlich verbunden gefühlt hat, haben in ihm nicht nur einen diskussionsbereiten und hilfreichen Kollegen, sondern auch einen väterlichen Freund verloren.

Gesangsvortrag von Reimpaaren

von Christoph Petzsch, Augsburg

Sofern man von Michel Beheims *Buch von den Wiernern* (1462) absieht, wurden epische Strophen im Mittelalter gesungen; die im Heidelberger Autograph cpg 382 vorangesetzte ‚Regieanweisung‘ stellte Singen oder Vorlesen zur Wahl¹. Der Gesangsvortrag von Epenstrophen ist unbezweifelt und wiederholt behandelt², derjenige von Reimpaardichtungen blieb umstritten. Er fand auch weniger Interesse, und so geben Nachschlagewerke wie *MGG*, *Riemann Musiklexikon* und *The New Grove (Epic song)*, das *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte (Reim)*, Musik- und Literaturgeschichten keine Auskunft. Zuvor nur in anderem Zusammenhang angeschnitten, soll die Frage hier eigens behandelt werden.

1

Ewald Jammers nahm für Reimpaarepen einen Vortrag nach der Art des ‚kirchlichen Rezitativs‘ an, ‚Vortrag auf einem einzigen Tone, mit Senkungen der Stimme am Schlusse

¹ ‚[] das man es lesen mag als ainen spruch oder singen als ain liet []‘ im Heidelberger Autograph cpg 386, fol. 1 recto. Vgl. dazu Verf., *Michel Beheims ‚Buch von den Wiernern‘ Zum Gesangsvortrag eines spätmittelalterlichen chronikalischen Gedichtes*, in: *Anzeiger der phil.-hist. Klasse der österr. Akademie der Wissenschaften* 109 (1972), S. 266–315 (= *Mitteilungen der Kommission für Musikforschung* 23), Wien 1973, hier S. 275–278.

² Vgl. u. a. A. Geering, *Die Nibelungenmelodie in der Trierer Marienklage*, in: *Kongreßbericht Basel 1949*, Basel o. J., S. 118–121; K. Bertau u. R. Stephan, *Zum sanglichen Vortrag mittelhochdeutscher strophischer Epen*, in: *ZfdA* 87 (1957), S. 253–270; H. Brunner, *Epenmelodien*, in: *Formen mittelalterlicher Literatur Siegfried Beyschlag zum 65. Geburtstag*, Göttingen 1970 (= *Göppinger Arbeiten zur Germanistik* 25), S. 149–169. Auch andere Arbeiten vergleichbarer Aufgabenstellung berühren die Fragen des Vortrags von unstrophischen Epen nicht.